

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch

Band: 14 (1938)

Artikel: Der Baum der Erkenntnis

Autor: Nägeli, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-701327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Baum der Erkenntnis

Von Ernst Nägeli

Es war einmal ein Herbst im Thurgau, da das grüne Heer der Obstbäume feierte. Wo sonst eine saftschwere Ernte lastete, war diesmal alles leicht und leer, und die Bauern schauten umsonst sich um, wo sie das Obst hernehmen sollten, um die geleerten Fässer, Hürden und Schnitztröge in gewohnter Weise zu füllen. Schon im Laufe des Sommers hatte mancher, so schwer es ihm auch fallen mochte, den Most mit Wasser zu strecken begonnen, da für dies Jahr fast kein Ersatz zu sehen war. Die Bäume standen mit gehobenen Schultern gleichsam höhnisch da, als wollten sie den Bauern, die ihre Last immer so selbstverständlich abzunehmen pflegten, einmal ihre Wichtigkeit so recht zum Bewußtsein bringen. Daß gute mit schlechten Jahrgängen abwechselten, war man freilich gewohnt, aber für ein derartiges Fehl-jahr wußten selbst die ältesten Leute keine trösten-den Präzedenzfälle.

Es gab zwar da und dort einen Streikbrecher unter den verschworenen Bäumen, der unbekümmert um die negative Solidarität dieses Herbastes seine reichen Früchte trug, als wollte er sich dadurch besonders in die Gunst seines Besitzers schmeicheln. Eine solche Ausnahme stand im Obstgarten eines oberthurgauischen Pfarrhofes, und der Pfarrer, dem sein Nutzen zukam, freute sich unbändig darüber. Seine Gemeinde war dies Jahr ganz besonders kärglich mit Obst bedacht worden, obwohl die Dörfer und Höfe kaum sichtbar hinter Obstbäumen steckten und sich der günstigsten Lage erfreuten. Da stand nun des Pfarrers dicht behangener Baum wie eine Oase in der Wüste dieses unfruchtbaren Herbastes, und die Leute, die auf dem nahe daran vorbeiführenden Kirchweg seine wertvolle Last bemerkten, blickten mit neidischen Blicken auf den gesegneten Baum, denn er trug nicht etwa eine saure Sorte, sondern Weinäpfel, die so guten Saft ergeben. Der glückliche Pfarrer versäumte nicht, dann und wann unter die weite Krone seines respektablen Baumes zu treten, um schmunzelnd die Glückwünsche entgegenzunehmen und zu beobachten, wie aus der anfänglich grünen Eintönigkeit von Blättern und Früchten mählich das kräftige Weinäpfelrot herauszuleuchten begann. Durstig zog der Prachtsbaum das helle Gold der Herbstsonne in sich hinein, daß seinen unzähligen auswachsenden Äpfeln das dunkle Blut in die Wangen stieg. Tag für Tag rückte er der Reife spürbar näher und sanken seine wohlgestützten Äste tiefer. Der Pfarrer fühlte sich unter dem gesegneten Äpfeldach erhoben wie unter dem Stuckgewölbe seiner Kirche. Da lag doch fühlbar die lohnende Hand dessen darauf, dem er mit beredtem Munde diente, dessen Größe und Güte er Sonntag für Sonntag verkündete. Wenn er auch nicht so vermessnen war, jemanden darauf aufmerksam zu

machen, so zweifelte er doch nicht daran, daß manche seiner Gemeindeglieder aus dem Wunder dieses Baumes Schlüsse ziehen würden, die dem Pfarrer recht angenehm waren.

Als der gute Baum seine ersten reifen Äpfel ins kurze Herbstgras fallen ließ, da sammelte sie des Pfarrers Frau eilig in ihre Schürze und kochte sie zu Apfelschnitzen, die sie mit bedeutungsvoller Miene auf den Mittagstisch setzte. Der frische, süße Duft, der aus den gelbbraunen Schnitzen emporstieg, reizte den Pfarrer, sein ewig gleiches Tischgebet durch eine aktuelle Zutat zu beleben, indem er dem Spender aller guten Gaben für die ersten Apfelschnitze des reichgesegneten Baumes dankte, den er als sichtbares Zeichen des göttlichen Wohlwollens betrachte. Freilich drängten den Pfarrer weniger die gekochten Schnitze, als vielmehr der Saft, mit dem er sein leergetrunkenes Spezialfäßchen wieder zu füllen gedachte. Während er den ersten Schnitz im Munde zergehen ließ, sagte er, aus diesen Äpfeln würde sich wohl ein herrlicher Trank gewinnen lassen, kaum möchte er ihn erwarten. Seine Frau war aber anderer Meinung: «Diese Weinäpfel kommen nicht ins Faß», erklärte sie streng, «da weiß ich denn schon bessere Verwendung, da wir ja sonst keine Äpfel bekommen und die Tafeläpfel zu teuer sein werden. Die sind doch recht schmackhaft und haltbar. Die weniger schönen und kleinen aber werde ich dörren, denn der Trog ist leer, und da die Bohnen heuer auch nicht geraten sind, haben wir ein Zugemüse sehr nötig.» «Und dazu wollen wir Wasser trinken?» entgegnete der Pfarrer enttäuscht und gereizt. «Das wäre wohl das kleinere Übel», meinte die Pfarrerin. Ihn aber dünkte es das größere, und er beharrte auf seinem Weinäpfelsaft. Rede und Widerrede erhitzten sich zu einem kleinen Gefecht, so daß die letzten Apfelschnitze viel saurer schmeckten als die ersten. Als die beiden sich verstimmt vom Tische erhoben, war das Schicksal der Äpfel noch ungewiß, da keines sich vom andern hatte überzeugen lassen und auch nicht nachgeben wollte. Der Pfarrer dachte nicht daran, seinen längst erwarteten Most zu Wasser oder zu gedörrten Schnitzen werden zu lassen. Er wußte aber, daß seine Frau nicht leicht umzustimmen war, wenn sie sich etwas vorgenommen hatte. Ein offener Kampf, um seine Meinung durchzusetzen, war ihm aber doch unbehaglich. Im allgemeinen zog er es vor, sich unterzuordnen, wenn er damit den ehemaligen Frieden erhalten konnte. Diesmal war der Preis aber zu hoch, da durfte er sich nicht dreinschicken. Er setzte sich ans Fenster seiner Studierstube und legte die Stirne in nachdenkliche Falten, als mühte er sich damit ab, ein Wort der Schrift zu einer Sonntagspredigt auszuwalzen. Seine Gedanken

wandelten diesmal aber Gott weniger wohlgefällige Wege, denn der fromme Pfarrer überlegte sich, auf welche Art und Weise er seine Weinäpfel gegen den Willen seiner Frau ins Faß bringen könnte.

Noch hatte er die Richtung des geringsten Widerstandes nicht gefunden, als seine unbequeme Frau ins Zimmer trat mit einem Brief in den Händen, und mit wesentlich entgegenkommenderem Tone erzählte, ihre Freundin erwarte sie anfangs der kommenden Woche für einige Tage auf Besuch. Er werde doch nichts dagegen haben, wenn sie zusage. Diese unerwartete Frage beleuchtete dem Pfarrer wie ein Blitz den gesuchten Ausweg, und nur mit Mühe wußte er es zu verhindern, daß die Freude darüber auf seinem Gesichte zu lesen war. Möglichst gleichgültig brummte er, da werde er wohl nicht davor sein können, und war froh, daß die Frau ihn mit seiner Freude allein ließ. Mit einem Satze sprang er auf, wie er es zu tun gewohnt war, wenn jeweils ein besonders guter Einfall die Gedankendürre einer Predigt zu beleben kam. Ist die Frau aus dem Hause, bin ich allein Meister, stellte er fest, und dann gehören die Weinäpfel mir und meinem Faß! Anfangs nächster Woche durfte man sie schon herunterschütteln. Gar zu reif wagte er sie nicht werden zu lassen, da der Baum doch wie die leibhaftige Versuchung neben dem Kirchwege stand. Nun würde er zu seiner Frau einfach nichts mehr von den Äpfeln sagen, als gedachte er, sich ihren Wünschen zu fügen, und war sie weg, dann war er frei. Am liebsten wäre er jetzt gleich unter den Baum gelaufen, dessen Äpfel ihm nun erst eigentlich geschenkt wurden. Aber er vermochte ihn auch von seiner Studierstube aus zu erblicken. Sonnübergossen hob er sich aus den dünnen bläulichen Herbstschleieren, die durch die Landschaft geisterten. War das ein rotes Gefunkel im Laub, als glitzerten Rubin aus grüngefüttertem Samtkästchen, daß jeder Vorübergehende die Augen hob. So sehr sich der Pfarrer zwar an der Beachtung freute, die sein Wunderbaum fand, so dachte er doch manchmal mit geheimer Sorge an die Kehrseite dieses Interesses; denn er wußte zu gut, daß unter den Gliedern seiner Gemeinde nicht alle unbedingt nach den Satzungen lebten, die er ihnen allsonntäglich verkündete und so gut als möglich vorzuleben versuchte.

Der Pfarrer schickte sich nun an, ein Textwort auszusuchen für die Predigt des kommenden Sonntags, denn es war schon Freitag und keine Zeit mehr zu verlieren. Zu diesem Zwecke ließ er die unzähligen Seiten seiner dicken, abgegriffenen Heiligen Schrift durch die Finger laufen und spähte nach einem kernigen Wort, das inhaltsschwer genug wäre, um eine Predigt von drei Viertelstunden zu erfüllen. Schon war die letzte Seite vorübergeglitten und noch hatte sich nichts verfangen, da immer noch die Äpfel seinen Sinn umfingen. Da klappte er fast über Gebühr energisch den Deckel zu. Er trat wieder unters Fenster und schaute nach seinem Baum, als

ob von dort ihm Hilfe kommen sollte. Und sie kam! Eben sah er, wie ein Knabe sich einen roten Apfel von einem der tief herabhängenden Äste langte und seine Zähne hineingrub. Als der Pfarrer darauf abermals seine Bibel zu durchstöbern begann, da stach ihm gleich aus den Satzungen von Moses das Wort ins Auge: «Laß dich nicht gelüsten!» Das war gut, denn der Pfarrer zweifelte nicht, daß manche seiner Pfarrkinder, denen es dies Jahr kaum zu eigenem Moste reichte, mit gefährlicher Begehrlichkeit nach seinen Weinäpfeln blickten. Gegen dieses Gelüsten konnte er aber nicht einfach wie auf dem Holderbaum eine Vogelscheuche aufpflanzen, aber er wollte es standesgemäß durch eine Predigt, die bis hart an den Rand der direkten Anspielung gehen möchte, in Schranken halten. Mit außergewöhnlicher Behendigkeit eilte nun seine Feder über das Papier, und statt wie üblich sich in den Text der Schrift zu verbohren, brauchte er nur einen Blick durchs Fenster zu tun, um den stockenden Gedankenfluß immer wieder in Bewegung zu bringen.

Die Predigtglocken fanden guten Anklang am Sonntag morgen, denn die Bauern hatten infolge der mangelnden Obsternte nicht ihre Samstagarbeiten auf den Sonntag verschieben müssen, wie es zu des Pfarrers Ärger sonst manchmal vorkam. Es war außerdem noch die fromme Zeit, da man auf dem Lande der Ansicht war, es gehöre sich, dem Herrgott eine Stunde des Tages zu widmen, der die strenge Woche so angenehm unterbrach. Als der Pfarrer von der Höhe seiner Kanzel die beträchtliche Anzahl Andächtiger bemerkte, da freute sie ihn doppelt, weil er ihnen heute etwas besonders Wichtiges zu sagen hatte. Mit ungewohnt kräftiger Stimme gab er der Gemeinde das Textwort bekannt: «Laß dich nicht gelüsten . . .» Und legte darauf mit komplizierten Sätzen den einfachen Sinn dieses zügelnden Gebotes auseinander. Er konnte doch nicht einfach sagen, die verehrliche Gemeinde solle ja die Finger von seinen Weinäpfeln lassen. Immerhin bezog er das Gelüsten hauptsächlich auf des Nächsten Habe und unterließ nicht, zur Verdeutlichung auf Adam und Eva und ihren Sündenfall unter dem Apfelbaum hinzuweisen, wie das unbehämte Gelüst nach dem verbotenen Apfel die Menschen aus dem Paradiese vertrieben habe, und wie sich der Apfeldiebstahl bis in alle Unendlichkeit an den Nachkommen der sündigen Ureltern fortäche. Der Pfarrer wurde im Verlauf seiner Predigt immer eifriger, so daß es seinen Zuhörern geradezu aufzufallen begann und manche Schläfer weniger häufig nickten als gewohnt. Es merkte aber noch niemand, wohinaus der Pfarrer eigentlich wollte und was der langen Worte kurzer Sinn war, obwohl auffallend viel von Äpfeln die Rede war. Als die Predigt aber schon mit raschen Schritten dem abschließenden Amen zusteuerte und der Pfarrer noch nach einem träfen Schlußworte suchte, da trat etwas ein, was den Schleier der Umschreibung jäh zerriß. Der Prediger vermochte nämlich von seinem erhöh-

ten Standort aus durch das offene Fenster seinen Weinapfelbaum zu erblicken, und er warf häufig einen Blick darauf, um die Predigt zu befeuern. Wie er nun zum letztenmal das Leitwort seiner Predigt wiederholen wollte, sah er, wie gemütlich einige Knaben unter seinem Baume sich die Taschen mit Äpfeln füllten, da sie den Pfarrer in der Kirche wußten. Da brannte aber sein Zorn mit ihm durch, daß er den heiligen Text mit donnernder Stimme umwandelte zu einem: «Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weinäpfeln wie die ungezogenen Buben da draußen!» Das schlug ein. Alle Hälse reckten sich verwundert, aber außer dem Pfarrer vermochte niemand die Diebe zu sehen, doch vermutete jedermann, daß es dem Seelsorger an die eigenen Weinäpfel ging, und man verstand nun auf einmal den heftigen Ton der ganzen Predigt wider das Gelüsten nach des Nächsten Habe. Der Pfarrer hatte außer einem trotzigen Amen nichts mehr beizufügen. Er ließ kurz singen, und die Gemeinde drängte hinaus, um sich den Baum anzusehen, der den improvisierten Predigtabschluß veranlaßt hatte. Die Apfeldiebe hatten sich aber beim Anklingen des Schlußliedes spurlos verzogen.

Im Pfarrhaus begann nun die Frau, erregt über ihres Mannes unbeherrschtes Verhalten, der Predigt noch einige kräftige Worte beizufügen. Einmal gehöre es sich nicht, daß man auf der Kanzel sozusagen in eigener Sache spreche und dazu in einer Art, die selbst dem Dümmlsten auffallen müsse, und dann sei es ganz töricht, die allgemeine Aufmerksamkeit derart auf die schönen Äpfel zu lenken, anstatt sie so geheim als möglich zu halten. Er werde sich doch nicht etwa einbilden, daß sich Diebe durch seine Predigt abhalten ließen. Im übrigen

wäre es wohl nach der Rückkehr von dem Besuch bei der Freundin Zeit, daß man die Äpfel pflückte. Der Pfarrer sah die Richtigkeit dieser Nachpredigt ein und schwieg. Was die Diebe anbelangte, so würde er ihnen ja nach der Abreise seiner Frau wohl zuvorkommen. Er hätte sich noch mehr auf das Gelingen seiner List gefreut, hätte ihm nicht die Aussicht auf das nachfolgende Ungewitter die Freude ein wenig überschattet.

Als am andern Morgen seine Gattin Abschied genommen hatte, mit der Mahnung, gut auf den Apfelbaum zu achten, stieg der Pfarrer stracks in den Keller hinunter, um sein leeres Saftfäßchen für die frische Füllung herzurichten. Darauf zog er mit Leiter, Korb und Säcken aus, seine Ernte einzuhimsen. Aber vor dem Baum läßt er alles zugleich fallen und reißt die Augen auf: Leer ist der große Baum, zerzaust und abgetakelt, und auf dem Boden liegt sein Laub und kleine Ästchen. Aber kein einziger Apfel. Der Pfarrer stand wie zu Stein verwandelt. Das Ventil befreienden Fluchens, das bei einem gewöhnlichen Sterblichen nun in Funktion getreten wäre, existierte für ihn nicht, und so ging es bei ihm länger, bis er sich aus Erstarrung und Schrecken gelöst hatte. So hatte seine Predigt gewirkt! So wurde seine List zuschanden! Was sollte er tun, den Landjäger in alle Häuser hetzen? Nein, doch lieber nicht, um nicht statt den Weinäpfeln Spott zu ernnen. Es sollte geheim bleiben. Er schlich daher hinweg, wie Adam aus dem Paradies, als ihn Gottes Fluch getroffen hatte. In sich gehend forschte er nach, warum Gott seine Hand von dem Baume abgezogen habe. Und er fand wohl Gründe, denn fortan nannte der Pfarrer den wunderbaren Weinapfelbaum bei sich selber seinen Baum der Erkenntnis.

Reifezeit

Von Olga Mötteli

Neben mir sitzt eine Bauerntochter,
Sonnengebräunt die Arme, das Gesicht.
Und es strahlen hell die klaren Augen,
Da sie von der Erntezeit mir spricht.

Dir unbewußt in Schweiß und Sommernächten
Ward in die Seele stille Kraft gesenkt,
Du stehest fester auf dem Heimatacker
Dir und dem Korn ward Reifezeit geschenkt.

Hunderte von Garben hat gebunden
Deine feste, pflichtgewohnte Hand;
Streng geschafft von früh, bis in dem Dunkel
Leib und Seele zu der Ruhe fand.